

Gute Beziehungen zu
Mitarbeitern und
Freunden

Gute Beziehungen erwachsen aber nicht nur aus den mehr sporadischen Begegnungen an den „Brennpunkten“ des Lebens. Gute Beziehungen entstehen vor allem auch aus langjähriger Zusammenarbeit mit Verantwortlichen in der Gemeinde. Die freundschaftliche Verbundenheit und die Solidarität mit den Seelsorgern in der Pastoral-konferenz hier am Ort wie der regelmäßige Kontakt mit „Gleichgesinnten“ waren und sind mir eine Hilfe zur Orientierung für mein Leben und meinen Beruf. Daneben behalten selbstverständlich auch persönliche Freundschaften außerhalb des Berufes ihre unersetzliche Bedeutung.

Bleibende Quellen der Freude über das ganze Leben hin sind das Evangelium Jesu Christi und das Gebet. In Stunden der Bedrückung geben sie Halt und Trost, in Stunden des Erfolges und der Freude verweisen sie auf den Herrn, der verheißt hat: „Meine Freude gebe ich euch, damit eure Freude vollkommen werde“ (Joh 15,11). Es gibt Zeiten, da bin ich meines Lebens und meines Berufes richtig froh. Und es gibt Zeiten, da muß ich alle Kraft zusammennehmen, um nicht von der Last des Berufes erdrückt zu werden.

Nach einem langen Gespräch mit dem Studenten habe ich das „noch“ seiner ersten Frage in ein „wieder“ verwandelt und beide Fragen mit einem „Ja“ beantworten können.

Artikel

Ferdinand
Klostermann
Gemeindemodelle
und ihr legitimer
Ort

In Weiterführung dessen, was Norbert Brox in Heft 6, 1980 vom Neuen Testament her über die christlichen Gemeinden und ihre notwendige Offenheit schreibt, plädiert Klostermann dafür, aus den Pfarren lebendige Gemeinden zu machen, ohne das bestehende Pfarrsystem aufzulösen. Den Weg dazu sieht er einerseits in einer Gegenüberstellung unserer konkreten Pfarren mit dem neutestamentlichen Ideal einer Gemeinde, andererseits im Suchen nach neuen, der konkreten Situation angemessenen Wegen und „Modellen“ von Gemeinde, wie sie bereits in verschiedenen Formen sichtbar werden. Dabei ist entscheidend wichtig, der Versuchung einer evangeliumswidrigen Uniformierung zu widerstehen und die Gemeinden in sinnvoller Pluralität wachsen zu lassen.

red

1. Das Unbehagen um die Pfarre

Nachdem das Wort „Gemeinde“ lange Zeit dem katholischen Sprachgebrauch überhaupt fremd war, kam eine Zeit, da man ohne jegliches Bedenken Pfarre und Gemeinde einfach identifizierte und schlicht und einfach von Pfarrgemeinde redete. Als man auf der Gemeinsamen Synode der Bistümer der BRD versuchte, die Gleichsetzung etwas zu hinterfragen, wurde dies von der Deutschen Bischofskonferenz bemängelt, und es wurde davor gewarnt, Gruppenmerkmale wie „menschlichen Kontakt“, „menschliche Nähe“, „Erlebbarkeit und Vollziehbarkeit“ auf die Pfarre anzuwenden¹. Das war 1972.

Seitdem ist das Unbehagen an der üblichen Pfarrpastoral noch größer, ja weltweit geworden. Gewiß wird heute kaum mehr jemand die von einigen Soziologen noch vor Jahren gemachte Prophezeiung vertreten, das Ende der üblichen Territorialpfarre stehe vor der Tür. Im Gegenteil, man ist heute mehr denn je davon überzeugt, daß die territoriale Struktur unseres Pfarrnetzes weiterhin als kirchlicher Grundraster von Bedeutung sein wird, weil er zum mindesten eine lückenlose Pastoralverwaltung erlaubt. Doch auch von dieser mehr organisatorischen Funktion abgesehen, wird eine Territorialstruktur so lange pastorale Bedeutung haben, so lange Wohnen und Wohnort eine Rolle spielen. Hier verbringen zum mindesten die Kinder (und viele ihrer Mütter) sowie alte Menschen einen beachtlichen und wichtigen Teil ihres Lebens; hierher kehren aber auch die Berufstätigen immer wieder zurück, hier ist man „daheim“; hier bleibt der Intimbereich der Familie und des Privatlebens, hier wird Ehe gelebt, hier erfolgt zu einem beträchtlichen Teil die Sozialisation der Kinder, auch die religiöse. Ja, man kommt immer mehr zur Überzeugung, daß sich das konkrete Pfarrnetz in den mitteleuropäischen Ländern im großen und ganzen bewährt hat, abgesehen von den Monsterpfarren unserer Großstädte, die geteilt werden sollten, und von ganz wenigen Kleinstpfarren auf dem Land, die sich nur noch als historische Relikte erhalten haben. Sonst sind unsere Pfarren weithin gewachsene Einheiten, die man schon auf Grund der Entfernung voneinander oder auf Grund sozio-kultureller Gegebenheiten nicht straflos aufgeben darf, auch wenn sie vielleicht nicht allzu groß sind.

Suche nach Alternativen ...

Dennoch bleibt das Unbehagen und werden die Fragen immer lauter: Genügen die Pfarren, wie sie sind, um Kirche in der modernen Industriegesellschaft präsent zu machen und zu leben, um die Anliegen Jesu Menschen

¹ Vgl. Synode 2-72-68.

des 20. Jahrhunderts zu vermitteln? Denn dazu sollten sie ja da sein. Brauchen wir dazu Alternativen oder doch Ergänzungen der traditionellen Strukturen? Und sind die Pastoral, die Verkündigung, die Liturgie, das ganze Leben dieser Pfarren so, daß eine Kirche für die Menschen sichtbar wird, daß die Botschaft Jesu als Hilfe für die individuellen und gesellschaftlichen Nöte der Menschen von heute empfunden werden kann, daß also Evangelium und Leben, Glaube und menschliche Erfahrungen wieder besser vermittelt werden können?

... auf Grund einer Rückbesinnung auf das neutestamentliche Ideal

Dieses Unbehagen hängt mit einer Rückbesinnung auf die neutestamentliche Wirklichkeit zusammen, die vor allen heute üblichen Einteilungen in Pfarren, Diözesen, Kirchenprovinzen und Gesamtkirche liegt und die die neutestamentlichen Schriften *ekklesia* nennen, d. h. Versammlung, nämlich die Gemeinschaft oder Gemeinde derer, die sich versammelten, um sich selbst immer neu mit der befreienden Botschaft Jesu zu konfrontieren und sie dann weiter zu sagen; um sein Gedächtnismahl zu begehen, damit die Erinnerung an ihn, seinen Tod und sein Leben in Gott und seine Gegenwart unter ihnen nicht verloren geht; um das Zeugnis brüderlicher Gemeinschaft und Liebe zu geben und schließlich um diese Gemeinschaft in sozialer und karitativer, heute würde man vielleicht sogar sagen: politischer Diakonie nach außen ausstrahlen zu lassen. Nur wo sich alle diese vier ekklesialen d. h. gemeindlichen Grunddimensionen: Verkündigung, Liturgie, Koinonie, also Gemeinschaft, und Diakonie unmittelbar und auf Dauer ereignen, kann und sollte man von christlicher Gemeinde im Vollsinn reden, ereignet sich Kirche konkret.

Gemeinde als Ort der Gotteserfahrung

Diese christliche Gemeinde sollte dem Menschen zum Ort der Gotteserfahrung werden. Wenn schon dort, wo zwei oder drei im Namen Jesu zusammenkommen, nach Mt 18, 20 er selbst mitten unter ihnen ist und in ihm Gott, so gilt dies umso mehr von der Gemeinde, denn das heißt doch: Wo Menschen in seinem Namen miteinander kommunizieren, erfahren sie eine neue Dimension, erfahren sie Sinn und seine Gegenwart; es gehen ihnen die Augen auf, und er wird erkennbar wie damals in Emmaus (Lk 24,31). Das setzt freilich einiges voraus und stellt uns vor die Frage, ob unsere Versammlungen so sind, daß er erfahrbar werden kann, daß ein Neuling oder ein Ungläubiger, der hereinkommt, erfahren kann: „Gott ist wirklich unter euch“ (1 Kor 14,24 f). Nur zu oft wird er nämlich nichts entdecken, was uns und die Welt verändert, nur etwas Routine.

2. Die Wirklichkeit unserer Pfarren und das neutestamentliche Ideal

Im Blick auf das, was das Neue Testament unter christlicher Gemeinde versteht, kann ja doch wohl niemand im Ernst behaupten, eine Pfarre sei als solche schon eine christliche Gemeinde, wenn, wie es in den traditionell christlichen Ländern der Fall ist, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil am Gottesdienst und am übrigen Leben der Pfarre teilnimmt. In den größten Pfarren unserer Großstädte sind das nur drei bis zehn Prozent der Pfarrangehörigen, aber auch im Landesdurchschnitt kaum ein Drittel. Auch die von den drei bis 60 Prozent der sonntäglichen Kirchenbesucher gebildeten Gemeinden sind vom Ideal einer Gemeinde im neutestamentlichen Sinn weit entfernt. Viele von ihnen wollen voneinander und ihren gegenseitigen Problemen gar nicht allzuviel wissen. Sie besuchen eben den Gottesdienst und glauben, das sei reichlich genug. Nun gibt es zweifellos in vielen Pfarren Gruppen im Bereich der gemeindlichen Grunddimensionen, in deren Mitarbeit in Verkündigung, Liturgie und Gemeinschaftspflege, in deren Diakonie an Kranken und Einsamen, in deren Nachbarschafts-, Behinderten-, Gastarbeiter- und Flüchtlingshilfe, in deren Gemeinwesenarbeit und Entwicklungshilfe für die Dritte Welt nicht wenig vom neutestamentlichen Ideal spürbar wird. Freilich müssen wir uns auch hier dauernd fragen, wie weit das auf die ganze Pfarre ausstrahlt, wie vielschichtig in Glaubensreife und Motivation auch die Mitglieder solcher Gruppen sein können und wie weit sich auch hier Selbstsucht, Präpotenz, Klikenwesen breitmachen kann, was wieder Anlaß dafür sein kann, daß wertvollste Menschen keinen Zugang zur Gemeinde finden. — Eine ideale Kirche und Gemeinde hat es allerdings noch nie gegeben — auch nicht zur apostolischen Zeit (siehe 1 Kor 11) — und wird es nie geben, so lange es *uns* gibt. Auch hier ist nach dem II. Vatikanum „Kirche, die immer der Reform bedarf“².

Zu große Pfarren

Außerdem ist zu bedenken, daß viele unserer Pfarren, so wie sie sind, meist schon wegen ihrer Größe nicht Gemeinde im eigentlichen Sinn sein können. Es gibt ein durch viele Untersuchungen erhärtetes Gesetz: Je größer die Pfarre, desto geringer im allgemeinen der Kirchenbesuch, die Teilnahme am kirchlichen Leben, ja die Christlichkeit, Gläubigkeit und Religiosität. Darum forderte man vor noch nicht zu langer Zeit die Teilung aller Pfarren ab etwa 10.000 Katholiken und sah Pfarrgrößen von 3—5.000 Katholiken auch in der Stadt als

² II. Vat. Konzil, Ökumenismuskonkordat, Art 4; Kirchenkonstitution, Art. 8.

Ideal an. Heute tendiert man eher zur Vergrößerung der pfarrlichen Basiseinheit, hält städtische Pfarren mit 10.000 Katholiken noch für durchaus erträglich und empfiehlt auch auf dem Land den Zusammenschluß mehrerer Kleinpfarren zu mehr oder weniger lockeren Pfarrverbänden von 3.000 bis 15.000 Katholiken. Dadurch hofft man, die Verwaltung zu vereinfachen, Sachmittel gezielter und Spezialisten effektiver und rationeller einsetzen zu können. In jüngster Zeit drängt auch der Priestermangel zu solchen Zusammenlegungen oder Vergrößerungen, wiewohl diese pastoral nur zu verantworten sind, wenn die Kleinpfarren als eigene Einheiten erhalten bleiben und die Großpfarren in vollgemeindliche Wohnviertel- und Sprengelgemeinden (Basisgemeinden) substrukturiert werden, da nur dann ein voller sakramentaler Dienst und ein eigener geistlicher Leiter am Ort garantiert sind.

Sehnsucht nach
kleineren Gemein-
schaften

Der Schaffung bzw. Erhaltung solcher lebendiger Substrukturen kommt auch eine Sehnsucht des durch Großorganisationen verplanten modernen Menschen nach dem Intimraum, nach der Gruppe und kleineren Gemeinschaft entgegen, in der man mit jedem klar werden kann und nicht den Mächtigen ausgeliefert ist, in der man Angenommenheit, Zuneigung, Lob und Anerkennung findet, in der jeder auch seine eigenen Gaben und Begabungen für die anderen einbringen kann und in der man auch Konflikte mit sich und anderen leichter lösen kann. Das gilt auch für die Kirche. Auch Christentum kann nach wie vor und heute mehr denn je nur in kleinen überschaubaren Gruppen und Gemeinden vermittelt, internalisiert, sozialisiert, eingeübt und gelebt werden, von der Familie angefangen. Nur hier können die für einen Christen und für eine christliche Gemeinde heute notwendigen Tugenden, Hingabe, Dialogfreudigkeit, Teambereitschaft, Toleranz, Kontaktfreudigkeit, aber auch Austausch des Glaubens gelernt und eingeübt werden. Nur in der kleinen Gemeinschaft ist eine konkrete Verkündigung, ein Austausch des Glaubens, eine situationsgerechte Liturgie möglich, kann das Zeugnis brüderlicher Gemeinschaft gelebt und die Solidarität mit dem eben Nächsten geübt werden.

Hier allein wird auch die aktive Mitarbeit möglichst vieler erreicht, kann den verschiedenen Bedürfnissen Rechnung getragen und den verschiedenen Charismen in der Gemeindeentfaltung Möglichkeit gegeben werden. Das alles hat in einer weithin säkularisierten und auch weltanschaulich völlig pluralen Gesellschaft erhöhte Bedeutung, in der das pastorale Netz eher verdichtet als noch

weitmaschiger gemacht werden müßte. Immer mehr Menschen sind mit dem üblichen Trott der oft schwerfälligen Pfarren nicht mehr zufrieden. Sie suchen mehr Tiefe, Spiritualität und geistliche Gemeinschaft. Und weil sie das alles in den Großkirchen oft nicht mehr finden, flüchten sie nicht selten in Sekten³.

3. Versuche zur Gemeindewerdung unserer Pfarren

Wenn unsere Pfarren, wie wir gesehen haben, als solche noch keine Gemeinden im Sinn des NT sind, so sollen sie sich doch nach Kräften bemühen, solche Gemeinden zu werden. Bei der Suche nach einer neuen bzw. erneuerten pastoralen Praxis stieß man bald auf die Basisbewegung in der Dritten Welt, die zu den interessantesten Phänomenen der jüngsten Kirchengeschichte gehört.

3.1 Lateinamerikanische Basisgemeinden

Die Bewegung ging wohl von Lateinamerika aus, wo ich selbst im Sommer 1976 gelegentlich einer Studienreise Basisgemeinden kennenlernen und am 2. Nationalkongreß der brasilianischen Basisgemeinden teilnehmen durfte⁴. Sie entstehen wirklich an der Basis, wo ja die Erneuerungen der Kirche fast immer begannen, und zwar in den Slums der Großstädte und in den Elendsdörfern der Bauern und Landarbeiter, an Orten also, an denen sich der horrende Priestermangel jener Länder am schlimmsten auswirkt. Die Initiative geht meist von Missionaren und Ordensfrauen aus, die sich selbst zu den Armen begeben und mit ihnen leben. Sie bilden Menschen der Basis selbst aus, die dann Gruppen von 8—50 und mehr Menschen sammeln. Diese treffen sich wöchentlich, meist privat. Sie gehen von der Botschaft Jesu aus, etwa in einem Wortgottesdienst, konfrontieren damit ihre konkrete Situation und suchen Konsequenzen für ihr Leben und ihre umfassende Befreiung zu ziehen⁵; oder sie gehen umgekehrt von ihrer Situation, ja von konkreten Ereignissen der vergangenen Woche oder des Tages aus und suchen in der Botschaft Jesu eine konkrete Antwort zur Bewältigung. Hier lernen die Leute nicht nur die Botschaft Jesu kennen, sie lernen auch, einander zu helfen und ihre Rechte wahrzunehmen; sie lernen lesen und schreiben, sie übernehmen Verantwortung füreinander und in staatlichen Kooperativen oder gründen selbst solche, sie kämpfen für die Versorgung mit Wasser, Kanalisation und Licht, um Spielplätze, Kindergärten und Schulen; die Frauen lernen nähen, strik-

³ Zum ganzen vgl. *F. Klostermann*, Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde?, Wien 1979, 50—101.

⁴ Vgl. *N. Greinacher* — *F. Klostermann*, Freie Kirche in freier Gesellschaft, Zürich 1977.

⁵ Vgl. *E. Cardenal* (Hrsg.), Das Evangelium der Bauern von Solentiname, Wuppertal 1980.

ken, weben usf. Größter Wert wird auf die Aus- und Weiterbildung der Leiter gelegt. In einem Papier der brasilianischen Bischofskonferenz heißt es, die traditionellen Pfarrstrukturen seien zwar noch gültig, aber für die Evangelisierung ungeeignet, weshalb dringend neue Formen kirchlicher Gemeinschaften entwickelt werden müßten, „die der Besonderheit einer Industriegesellschaft und zugleich der prophetischen Dimension der Kirche entsprechen“⁶. Manche Bischöfe haben die üblichen Pfarren tatsächlich schon durch das viel engere Netz der Basisgemeinden ersetzt. Die brasilianische Bischofskonferenz bemüht sich seit Jahren um die Erlaubnis, die geeigneten faktischen Leiter der Basisgemeinden zu Priestern ordinieren zu dürfen, um den horrenden Priestermangel zu beheben. Dagegen spricht nur das geltende Zölibatsgesetz⁷.

Auch in Afrika, Asien
und Europa

Ähnliche Entwicklungen sind in Afrika und Asien im Gang, wo auch, wie in Lateinamerika, die Pfarren schon wegen ihrer Ausdehnung gar nicht imstande sind, Kommunikation und Kooperation der Christen zu ermöglichen. Nur zwei Beispiele: die afrikanische Diözese Uvira (Zaire) hat auf 31.000 km² (größer als Belgien) für 11 Pfarren 39 Priester, die brasilianische Diözese Juazeiro freilich auf 57.000 km² (fast zwei mal Belgien) für 9 Pfarren 10 Priester⁸.

Außer in Missions- und Entwicklungsländern scheinen ähnliche Gruppen und Gemeinden vor allem in Ländern mit stärkeren sozialen Problemen oder harten innerkirchlichen Spannungen und Polarisierungen oder in der Verfolgungssituation Fuß zu fassen. Man denke an die Vereinigten Staaten, an Italien, Spanien, Frankreich und die Niederlande. Günstigere Entwicklungen bahnen sich überall dort an, wo sich Bischöfe selbst für die Sache engagieren, wie etwa in England und zum Teil auch in Polen; weniger günstig schon oder noch in Ungarn⁹.

3.2 Verschiedene
Modelle

Bei allem Interesse, das die Basisbewegung auch bei uns mit Recht hervorrief, wurde bald klar, daß man anderswo gewachsene Modelle nicht einfach auf unsere ganz anderen und unter anderen Voraussetzungen gewachsenen Verhältnisse übertragen kann¹⁰.

Was kann man nun trotzdem für unsere Verhältnisse von der Basisbewegung lernen, und gibt es vielleicht schon Ansätze in dieser Richtung?

⁶ Herder Korrespondenz 32 (1978) 329.

⁷ Kathpress v. 23. 3. 1976 n. 57,4.

⁸ Annuario Pontificio 1973 (Citta del Vaticano 1973) bzw. Mitteilung des Bischofs von Juazeiro.

⁹ Vgl. Klostermann, a.a.O. 149—173.

¹⁰ Vgl. den im nächsten Heft folgenden Beitrag von F. Klostermann, Die Basiskirche — ein neuer Weg und seine Probleme.

3.2.1 Die ganze Pfarre im Prozeß der Gemeindewerdung

Wenn ich recht sehe, gibt es in den deutschsprachigen Ländern drei solcher Ansätze oder Versuche.

Ein erster Versuch besteht darin, die ganze Pfarre, so weit das eben möglich ist, durch häusliche Gesprächskreise, durch systematischen Aufbau einer Gemeindekatechese für die Eltern der Täuflinge, die Erstkommunikanten, Erstbeichtenden, Firmlinge, durch Gesprächspredigten und Predigtgespräche, durch entsprechende Gottesdienstgestaltung, durch eine möglichst gemeindliche Sakramentenspendung, durch Glaubenskreise, durch Bildung von Basisgruppen, durch Gemeinwesen- und ökumenische Arbeit und durch Übernahme von Mitverantwortung im Pfarrgemeinderat und seinen Organen, in einen Prozeß der Gemeindewerdung hineinzuziehen.

Dieser Prozeß kann nie abgeschlossen werden — nicht nur im Hinblick auf die Bergpredigt, hinter deren Forderungen (Verzicht auf jegliche Revanche, Mt 5,38—40; unbegrenztes Verzeihen, Mt 18,21 f; volle Herrschaftsfreiheit, Mk 9,35 und 10,42—44; das Vollkommensein wie der Vater in den Himmeln, Mt 5,48) alle zurückbleiben. Diese Forderungen sind maßlos; nach ihnen kann man nur unterwegs sein. Aber auch bei der Bemühung um lebendige Gemeinden werden immer einige wenige an der Spitze des Zuges marschieren und einige oder viele die Nachhut bilden; andere werden fußmarod werden, und wieder andere scheinen es von Anfang an gewesen zu sein. Diesen Weg gehen etwa die Pfarre Frankfurt-Eschborn und viele andere. Pfarrer Schulz von Eschborn gebraucht gerne das Bild vom Auszug Israels aus dem Sklavenhaus Ägypten. Er hat diesen Weg in vielen seiner Bücher beschrieben¹¹. Viele tun mit, wenn auch in sehr verschiedener Intensität, andere tun zeitweise mit und gehen wieder, andere tun überhaupt nicht oder noch nicht mit.

Wichtige Aufgaben bestehender Gruppen

Hier können zweifellos auch schon in der Pfarre vorhandene Gruppen, Gemeinschaften und Organisationen, von denen schon die Rede war, gute Dienste leisten, ob sie nun zunächst vorwiegend auf Kommunikation ausgerichtet waren wie unsere Altenklubs; ob sie sich um eine intensivere Spiritualität bemühen wie Meditations- und Bibelkreise; oder ob sie andere Aufgaben im Bereich der ekklesialen Grundfunktionen übernehmen. Sie dürften sich freilich nicht mehr nur für einen bestimmten Sonderzweck bestehend verstehen, sondern als christ-

¹¹ Etwa H. M. Schulz, *Damit Kirche lebt*, München 1975; *Gemeinde als lebendige Katechese*, Mainz 1976; *Wenn Gottesdienst Freude macht*, Mainz 1977; *ein Jahr in Gottes Werkstatt*, Mainz 1978.

liche Gemeinschaft im Dienst der ganzen Pfarre, als eine neue Form der paulinischen Hausgemeinde, die aus dem Wort Gottes lebt, sich damit konfrontiert, ihren Glauben miteinander reflektiert, miteinander betet und auch ihr Tun aus dieser Tiefe herauswachsen läßt. Das müssen keine Vollgemeinden sein; auch ihr diakonischer Dienst kann sich auf eine bestimmte Art der Gemeinwesenarbeit oder der Hilfe für die Dritte Welt beschränken, aber sie werden ihr Anliegen nicht nur als Sonderhobby ihres Kreises betrachten, sondern für die ganze Gemeinde sehen und diese dafür zu sensibilisieren versuchen. Die Eucharistie werden sie normalerweise im Rahmen des Pfarrgottesdienstes feiern, dennoch werden sie dies manchmal auch miteinander im kleinen Kreis tun und die dabei gemachten Erfahrungen, so weit das möglich ist, auch für den pfarrlichen Gottesdienst fruchtbar werden lassen.

Spontane und
geplante Bildung
neuer Gruppen

Aber auch spontan entstandene, mehr oder minder informelle Gruppen können diesem Anliegen dienen wie Freundeskreise, Wohngemeinschaften, Familiengruppen, Jugendgruppen. Es muß auch nicht alles für ewige Zeiten gegründet sein.

In dieselbe Richtung weist der Bericht einer Arbeitsgemeinschaft für pastorale Strategie, die die katholischen Bischöfe und die nationale Priesterkonferenz von England und Wales ins Leben gerufen haben. Es wird die Bildung kleiner Gruppen von etwa 10 oder 12 Personen empfohlen, um die apostolischen Aktivitäten der Pfarren voranzutreiben; mehrere Gruppen sollten sich zu einer „christlichen Gemeinde“ zusammenschließen, die insgesamt aber nur so groß sein sollte, daß jedes Mitglied alle übrigen Personen kennt und sich mit deren Problemen persönlich verbunden fühlen kann. Diese neuen Gemeinden sollten einen Kandidaten aus ihrer Mitte als Gemeindeführer wählen, der von den Bischöfen anerkannt und gegebenenfalls ein Kandidat für die Weihe zum Priesteramt sein sollte. Dies wird als eine „der signifikanten Entwicklungen der Kirche“ gewertet. Weiters wird die Bildung von christlichen Basiskomitees urged, die aus vielen kleinen Gemeinden zusammengesetzt sind. Diese Gruppen und Gemeinschaften sollten „sofort und in breiter Front im ganzen Land begonnen werden“. Ob sich allerdings eine solche Strategie von oben bewährt, scheint eher fraglich zu sein, da solche Basiskomitees doch Voraussetzungen haben, die nicht überall gegeben sind¹².

¹² Vgl. *Klostermann* (Anm. 3) 156—158.

3.2.2 Intensivgemeinden innerhalb von Pfarren

Dieser englische Vorschlag weist bereits auf einen zweiten Versuch hin: nämlich die Bildung eigener Intensivgemeinden innerhalb und im Dienst der üblichen Territorialpfarre. In manchen Großstadtpfarren bilden sich Intensivgemeinden von etwa 80 bis 100 Menschen, die sich monatlich zu eigenen Gemeindeversammlungen treffen und mit dem Pfarrer praktisch die Sorge für die ganze Pfarre und ihre Probleme wahrnehmen. Nach Referat und Diskussion werden die anfallenden Probleme erörtert, der Pfarrgemeinderat und seine Ausschüsse bringen ihre Anliegen ein, das ganze endet mit einer Agape. In manchen Pfarren entwickelt sich jetzt der Pfarrgemeinderat mit seinen Ausschüssen und Mitarbeitern selbst zu solch einer Intensivgruppe oder -gemeinde. In einer Landpfarre des Vikariates Wien-Süd mit 1500 Katholiken macht der Pfarrgemeinderat mit seinen Mitarbeitern etwa 80 Personen aus, die nach Aussage des Bischofsvikars die ganze Pfarre mitverantworten. Ähnliche Modelle kann man in Wien-Schwechat und Wien-Machstraße studieren.

3.2.3 Personalgemeinden

Da beide Wege in vielen Pfarren einfach von deren personeller Situation her nicht oder noch nicht gangbar sind, aber auch aus anderen Gründen, kommt es als Ergänzung zu den üblichen Territorialpfarren, nicht als deren Ersatz, auch bei uns schon zu einem dritten Versuch, zur Bildung von Personalgemeinden. Sie können innerhalb oder neben konventionellen Pfarren existieren. Sie können sich um ausstrahlende Persönlichkeiten bilden und sind selbst wieder Kristallisationspunkte für gleichgestimmte Menschen, die ein intensiveres Christentum suchen und oft nicht finden, oder für Menschen, die dieselben Anliegen haben wie eine Studenten-, Akademiker- oder Betriebsgemeinde. Hier können sich auch Menschen spirituell entfalten und kirchlich, auch für die üblichen Pfarren, aktiviert werden, die sonst vielleicht keine Möglichkeit dazu gefunden hätten. Johann Baptist Metz hat kürzlich für den Zusammenschluß von Gleichgesinnten zu personalen Basisgemeinden plädiert, in denen schöpferisch mit „Ungleichzeitigkeit“ umgegangen wird und so „ungleichzeitige“ Begriffe wie Opfer, Verzicht, Umkehr, Gemeinschaft wieder Leben erhalten¹³.

¹³ Kathpress v. 30. 4. 1979, n. 84,3. — Aus eigener Erfahrung konnte ich folgende Erwartungen an solche Personalgemeinden oder Basisgruppen bzw. Motivationen feststellen, aus denen man sie sucht. Es gibt erfreulicherweise immer mehr Christen, die Möglichkeiten zu ehrlichen Glaubensgesprächen suchen, zu denen sie in ihren Pfarren einfach keine Gelegenheit haben; sie wollen dabei ihren Glauben vertiefen, ihre Glaubensprobleme lösen oder ihren schon problematisch gewordenen Glauben bzw. ihr gestörtes Verhältnis zur Kirche noch einmal überprüfen, um einer totalen Entfremdung zu ent-

Förderung dieser
Neubildungen

Solche Bildungen werden von Natur aus immer begrenzt sein; um so mehr sollten sie von den Diözesen und Territorialpfarren eher gefördert als mit Mißtrauen betrachtet und an den kirchlichen Rand gedrängt werden. Wichtig ist freilich, daß sie sich nicht selbst isolieren, sondern untereinander in horizontaler Kommunikation und im Austausch ihrer Erfahrungen bleiben, aber auch in vertikaler Kommunikation mit der je größeren Kirche bis zur Gesamtkirche. In dem Maß, als diese Kommunikation gestört ist, gleichgültig aus wessen Schuld, wird die Gemeinde krank, sektoid und leidet darunter auch die je größere Kirche.

Auch hier gibt es schon viele praktische Modelle. Sie sind freilich sehr verschiedener Natur. Manche, besonders in Europa und nicht ohne Verschulden der diözesanen Leitungen, sind, wie schon angedeutet, sehr kirchenkritisch.

Auch für
Randgruppen

Personalgemeinden bieten sich auch für kirchliche und gesellschaftliche Randgruppen an, für die in unseren bürgerlichen Pfarren faktisch kein Platz ist.

Frankreichs „Kirchen
der Einladung“

Die französische Kirche hat hier immer noch viel mehr Mut zu Experimenten und ist hier wohl auch offener für das Wehen des Geistes als unsere müden mitteleuropäischen Kirchen. So bildeten sich in Stadtvierteln, in denen sich Schausteller, Studenten, Homosexuelle, Clochards und Bettler drängen, „offene Kirchen“, „Kirchen der Einladung“, „Kirchen des Empfangs“, ergänzende Angebote zu den herkömmlichen Pfarren, Orte der Freiheit — auch von eingefahrenen Strukturen. Seit 12 Jahren führt ein Priester im Pariser Prostituiertenviertel am Boulevard de Clichy eine Kneipe, das Restaurant „Pigalle“, in dem an manchen Abenden bis zu 100 Menüs verkauft werden und das in Verbindung mit der benachbarten Kapelle St. Rita einfach „ein Hoffnungszeichen“ in einem Milieu ohne Hoffnung, eine „Oase in der Wüste“ sein will und wo sich eine Gemeinde von Randexistenzen, Prostituierten, Ausgestoßenen, jenen „Mühseligen und Beladenen“, wie sie Jesus zu sich gerufen hat, gehen. Andere Christen suchen einfach eine Eucharistiefeier, die in Form und Inhalt ihren Vorstellungen und Bedürfnissen entspricht, in der etwa auch der Wortgottesdienst in einem Glaubensgespräch besteht oder in ein solches mündet; solche Eucharistiefeiern müssen nicht jeden Sonntag, aber doch in einer gewissen Regelmäßigkeit stattfinden; im übrigen nehmen solche Christen am pfarrlichen Leben teil und übernehmen dort auch verschiedene gemeindliche Aufgaben. Schließlich gibt es Christen, die eine volle Personalgemeinde bilden wollen, die alle gemeindlichen Grunddimensionen aufweist: Verkündigung, Liturgie, Gemeinschaft und Diakonie. In solchen Gemeinden, deren Größe schon dadurch begrenzt sein muß, weil man sich noch gegenseitig kennen sollte, kommt es oft zu geradezu erstaunlichen materiellen Opfern und diakonischen Einsätzen füreinander, aber auch weit darüber hinaus von der Sorge um Randgruppen, körperlich und geistig Behinderte, um Gemeinwesenarbeit und Hilfe für die Dritte Welt.

bildet hat. Ein Freundeskreis unterstützt das Projekt, ein qualifizierter Mitarbeiterstab steht von Dienstag bis Samstag von 11 Uhr vormittags bis 11 Uhr nachts den Gästen zur Beratung und zum Gespräch zur Verfügung. Wer Sorgen hat, bittet einen Mitarbeiter, den „Kellner“ an seinen Tisch. Wer sein Leben ändern will, findet für die ersten Tage Aufnahme, bis ihm weitergeholfen werden kann. Einer meiner Schüler hat dort und in einer ähnlichen Gemeinde in Marseille zwei Jahre praktiziert. Einige andere Priester organisieren in Paris mit Laiengemeinschaften Treffpunkte für „Männer und Frauen mit schlimmer Vergangenheit“, „Gemeinschaften der Hoffnung“, vor allem für die vielen Straftentlassenen. Man ißt zusammen, organisiert gemeinsame Ausflüge und bietet neue Anfänge an¹⁴.

Gefängnisgemeinden
in Österreich und
Deutschland

Im großen österreichischen Strafhaus Stein arbeitet ein Laitheologe und Sozialarbeiter, der das Strafhaus als christliche Gemeinde versteht. Acht Berufstätige und drei jugendliche Strafgefangene haben in der Justizvollzugsanstalt Ebrach im Würzburger Raum eine „offensive Gemeinde“ gegründet, in der sich religiös und sozial orientierte Menschen um ihre eigene Veränderung und um die Menschwerdung ihrer Mitmenschen bemühen; als Zeichen des Miteinanderteilens zahlt jeder den Zehnten seines Nettoeinkommens, auch die Gefangenen, für die Gemeinschaftsaufgaben¹⁵.

Integration von psychisch
Erkrankten ...

In eine ähnliche Richtung weist der „Klub Salzach“, den eine Salzburger Pfarrei ins Leben gerufen hat und der Patienten, die in psychiatrischer Behandlung stehen oder eben aus ihr entlassen wurden, mit Gesunden zusammenführt, wobei niemand gefragt wird, zu welcher Gruppe er zählt. Man trifft sich einmal in der Woche, geht im Winter zusammen schlittschuhlaufen, wandert im Sommer gemeinsam und ähnliches. Die Klubräume befinden sich bei einer Privatfamilie, die Mittel kommen aus Spenden, meist über die Pfarre. Für Probleme stehen ein fachlich geschulter Sozialarbeiter und der Seelsorger des neurologisch-psychiatrischen Krankenhauses zur Verfügung. „Hier geht es nicht darum, Menschen zu betreuen, hier geht es darum, unsere Mitglieder spüren zu lassen, daß sie voll und ganz akzeptiert sind, daß sie zu uns gehören“. Der Vorstand der psychiatrischen Abteilung der Landesnervenklinik steht dieser Hilfe zur psychologischen Rehabilitation äußerst positiv gegenüber¹⁶.

¹⁴ Orientierung 42 (1978) 178 f. 198 f.; vgl. 44 (1980) 234–236; Publik-Forum 7 (1978) 6,19.

¹⁵ Kathpress v. 27. 3. 1979, n. 61,4.

¹⁶ Die Presse v. 1. 8. 1978, 3.

... und Behinderten

Der Verein „Jugendzentren in Österreich“ beginnt, Wohngemeinschaften für je vier geistig behinderte und nicht behinderte Jugendliche zu errichten. Die Leitung übernimmt eine Sozialarbeiterin. Hauptanliegen der Wohngemeinschaft ist es, dem geistig Behinderten einen Lebensstil zu ermöglichen, der dem eines Nichtbehinderten so weit wie möglich nahe kommt; umgekehrt sollen die Nichtbehinderten lernen, den geistig Behinderten mit seiner Persönlichkeit als vollwertigen Menschen anzunehmen¹⁷.

Zu wenig Platz für alternative Lebensformen

Das sind erfreuliche Beispiele. Dennoch ist es bedauerlich, daß sie so selten sind und daß sich Lebensstile, die zu unseren traditionellen Lebensformen alternativ sind (selbst meditative Bewegungen), oft in Sekten oder doch außerhalb der Großkirchen ansiedeln müssen. Kürzlich wurde im österreichischen Fernsehen von einer nordamerikanischen Kommune mit über 1000 jungen Menschen mit Gemeinschaftshaushalten von mehreren Familien und Teenagerhaushalten berichtet. Gemeinsam wird meditiert. Jeder verzichtet auf Privateigentum. Man hat schon eine eigene Schule und ein eigenes Krankenhaus. Man lebt einfach, arm, möglichst herrschaftsfrei, einfach franziskanisch. Dabei herrscht strenge Monogamie. Die ganze Farm ist von christlichen und buddhistischen Ideen inspiriert, lebt aber völlig getrennt von den institutionalisierten Kirchen. Warum haben diese keinen Platz für solche Versuche¹⁸?

4. Die notwendige Pluralität der Gemeindeformen und -modelle

Aus all dem ergibt sich die Notwendigkeit nicht nur pluraler Methoden, sondern auch pluraler Gemeindeformen und -modelle, die von der epochalen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation, aber auch von der soziokulturellen Struktur des Landes, des Kulturkreises und der betreffenden Gemeinschaft und der sehr verschiedenen persönlichen Disposition, den Bedürfnissen, Erwartungen und Interessen ihrer Mitglieder abhängen können. Nur so ist echte Inkulturation des Christentums möglich. Der bei uns übliche und neuerdings von oben forcierte evangeliumswidrige Einheitsfimmel (vgl. 1 Kor 12, 4—6) hat schon viel Verarmung und Unheil angerichtet.

Schon die Jerusalemer Urgemeinde teilte sich früh in einen aramäisch sprechenden und einen hellenistischen Teil, weil sich die beiden Gruppen offenbar nicht mehr fruchtbar in einer Gemeinde vertragen konnten (Apg 6). Noch stärker differierten die judenchristlichen und heid-

¹⁷ Christ in der Gegenwart 31 (1979) 198.

¹⁸ Vgl. Publik-Forum 8 (1979) 12,16—18.

denchristlichen Gemeinden bis in die Theologie und die Verkündigung hinein.

Darum müssen ja auch Theologie und Verkündigung kontextuell sein; das heißt: sie dürfen nicht absehen vom Kontext, von der konkreten Geschichte und Situation eines Volkes und Kulturraumes und der Menschen des Volkes und Raumes, an die sie sich wenden. Sie müssen die Erfahrungen berücksichtigen, die diese Menschen im Lauf ihrer Geschichte gemacht haben. Ein Musterbeispiel bringt Eduard Schillebeeckx in seinem Christusbuch. Er zeigt auf, wie verschieden die christliche Botschaft selbst schon von Paulus und von seinen Schülern, etwa dem Schreiber des Kolosser- und Epheserbriefes, verkündet wurde je nach den sozio-kulturellen Voraussetzungen ihrer Zuhörer; wie sie dieselbe Botschaft in einer anderen Sprache, in anderen Bildern verkündeten und etwa der Denk- und Gefühlswelt Kleinasiens verständlich zu machen versuchten. Gewisse durchaus christliche Vokabeln aus der Verkündigung an die Judenchristen fehlen und werden durch andere Bilder aus der örtlichen kosmischen Engelspekulation Kleinasiens ersetzt, und Christus wird als Befreier von diesen die Menschen ängstigenden und entfremdenden himmlischen Machtblöcken aufgezeigt. So und nur so konnten jene Menschen verstehen, was Erlösung und Befreiung in ihrem Kulturraum und auch für sie persönlich bedeutete¹⁹.

Gemeindeformen für die Menschen der jeweiligen Gesellschaft

Auch die Kirche von heute braucht verschiedene Gemeindeformen bis in ihre je verschiedene kontextuelle Verkündigung hinein. So werden Gemeinden in einer noch christentümlichen Gesellschaft, in der der kirchliche und der profane Bereich eng miteinander verbunden, ja ineinander integriert sind und einander abstützen, eine andere Gestalt annehmen, andere pastorale Akzente setzen und sich anderer Methoden bedienen als in einer auch weltanschaulich schon völlig pluralen Gesellschaft, in der viele Sinnangebote miteinander konkurrieren und um Menschen werben, in der der christliche Sinnentwurf und das christliche Lebenswissen eines von vielen Angeboten ist, unter denen man frei wählen kann und muß; oder gar in einer nichtchristlichen oder antichristlichen Gesellschaft, in der der soziale Druck schon mehr gegen als für einen christlichen Lebensentwurf wirksam wird, ja man schon von einer Kontrasozialisation sprechen muß. Im ersten Fall wird man die vielleicht zunächst nur von außen eingeforderte Kirchlichkeit in der Gemeinde läu-

¹⁹ E. Schillebeeckx, *Christus und die Christen*, Freiburg 1977, 172–190.

tern und verinnerlichen müssen; im zweiten und dritten Fall muß der christliche Lebensentwurf als der letztlich allein sinnvolle anziehend und erfahrbar gemacht werden, wozu es noch mehr einer Plausibilitätsstruktur bedarf, „nämlich einer sozialen Wirklichkeit, in der Menschen nach diesem Lebenswissen leben, damit gute Erfahrungen sammeln, auf welche sie auch verweisen können, wodurch das innerlich einsichtige Lebenswissen auch als bewährtes Lebenswissen äußerlich glaubwürdig wird“. Ohne solch eine Wirklichkeit „Gemeinde“, in der man maßgeblichen Menschen begegnet, denen man vertrauen kann und die eine intensive Kommunikation ermöglichen, „wirkt das stärkere System mit seinem nicht-christlichen Lebenswissen so sehr auf den Bekehrten ein, daß er von der alten Welt neuerlich aufgesogen wird“²⁰.

Berücksichtigung der persönlichen Situation . . .

Aber auch die persönliche Situation der einzelnen Mitglieder wird weithin Gestalt, Pastoral und Methoden der konkreten christlichen Gemeinde bestimmen müssen. Jugend und Alter, das individuelle Krisenpotential, die Ich-Stärke, die tradierten Einstellungen und Verhaltensmuster und der Grad ihrer Internalisierung, aber auch die persönliche Geschichte und Glaubensreife, das Maß der Zustimmung, der Identifizierung und des Engagements wird dabei keine geringe Rolle spielen. Je nach Fähigkeit, Lebenslage, Interesse, Idealvorstellungen, aber auch nach dem Maß der Zustimmung und des sich Einlassens gibt es ja schon sehr verschiedene Grade und Arten von Zugehörigkeit zu Kirche und Gemeinde. Die einen werden konkrete Verantwortungen in der Gemeinde übernehmen, andere sich einfach aktiv beteiligen, andere werden sich betreuen lassen, an Zusammenkünften teilnehmen, sich mit dem Schrifttum beschäftigen oder nur mehr oder weniger sympathisieren, bestenfalls eine „Gemeinde auf Zeit“ akzeptieren.

. . . und der unterschiedlichen Bereitschaft zum Engagement

Freiheitsräume für Minderheiten

Die Kirche wird ein waches Gespür auch für die haben müssen, die sich nur mehr partiell mit ihr zu identifizieren vermögen oder nur an ihrem institutionellen Rand siedeln. Sie wird darum auch in ihren Territorialgemeinden einen möglichst großen Freiheitsraum auch für Minderheiten, einen legitimen Pluralismus hinsichtlich Theologie, Spiritualität und Gruppenbildung dulden müssen. Das kann sogar sehr fruchtbar und bereichernd sein. Gewiß muß es auch in der Kirche wie in jeder Gemeinschaft gewisse Spielregeln geben, die erst ein gemeinsames Leben ermöglichen; aber so weit sie nicht die Substanz be-

²⁰ P. M. Zulehner, in: Ordensnachrichten v. Sept. 1976, 259 f.

treffen, sollten sie möglichst flexibel gehandhabt werden, jedenfalls nicht Selbstzweck sein. Müßte nicht eine Gemeinde Christi mehr Freiheit ermöglichen als andere Systeme und nicht weniger? Und sollten wir uns nicht vor allem bewußt sein, daß sich auch die tatsächliche Christusnähe, der tatsächliche Glaube und vor allem der konkrete Weg zu ihm nicht durch Grenzen feststellen lassen, die letztlich wir Mensch ziehen?

Schwerpunkte aufgrund vorhandener Charismen

Verschiedene Gemeinden werden schon auf Grund der in ihnen vorhandenen Charismen die Akzente auf die verschiedenen Grunddimensionen einer christlichen Gemeinde sehr verschieden setzen und etwa den Schwerpunkt bald auf die liturgische oder auf die sozial-diakonische Aufgabe setzen, mehr durch das Wort oder mehr durch die Eucharistie oder durch die Agape geprägt sein und dadurch auch verschiedene Menschen anziehen. Schon von hier aus ergeben sich verschiedene Gemeindemodelle. Dabei wird der einzelne Christ in der heute so mobilen Situation der Stadt gar nicht so selten gleichzeitig in verschiedenen Gemeinden leben und etwa das Wort in einer anderen Gemeinde hören als es die ist, in der oder durch die er anderen gemeindlichen und außergemeindlichen Verpflichtungen nachkommt. Das ist wohl kein Ideal, aber unter bestimmten Verhältnissen, die der einzelne nicht ändern kann, durchaus verständlich.

Verschiedene Grade der Integration

Den meisten Spielraum für verschiedene Gemeindemodelle bieten natürlich Personalgemeinden. Hier wird auch die Homogenität der Mitglieder, eine gewisse spirituelle Gleichstimmigkeit eine Rolle spielen, oder die Gemeinden sind von vornherein für bestimmte Altersstufen oder Berufsangehörige gedacht. Hier wird es auch sehr offene Formen geben, die vielleicht überhaupt nur für Randschichten und Sympathisanten gedacht sind, also solche mit sehr unterschiedlicher und gestufter Integration, die dann freilich einen intensiven Kern brauchen, aber auch hochintegrative Formen wie etwa die Münchner Integrierte Gemeinde, die fast ein auch für Eheleute zugänglicher Orden ist. Man sollte nicht vergessen, daß auch viele Ordensgemeinschaften ursprünglich eigentlich nur Modelle christlicher Gemeinden sein wollten und auch sollten.

Gegenseitige Toleranz und Hochachtung

Die einzelnen Modelle sollten sich wie die verschiedenen Orden in der einen Kirche tolerieren und respektieren und sich nicht als die einzige oder auch nur bessere Form christlicher Existenz verstehen. Das Ziel muß dasselbe sein; die gemeindlichen Wege zu diesem Ziel werden wie die individuellen Wege der je einzelnen ver-

schieden sein können und wohl müssen, so weit sie nur das Ziel nicht vergessen oder verraten, zu dem sie führen sollen. Alle Modelle haben ihre je eigenen Chancen, aber auch Versuchungen und Gefahren. Je klarer man letztere sieht und je weniger sich die einzelnen Modelle einigeln, je mehr sie miteinander kommunizieren und auch für Kritik offen bleiben, desto leichter werden sie jene Gefahren meiden können.

Gemeindemodelle, die sich von vornherein damit begnügen, nur Tankstellen, nur Servicestationen zur Befriedigung gewisser religiöser Bedürfnisse zu sein oder nur zur christlichen Verbrämung von Familienfesten zu dienen, stellen freilich keine christliche Alternative mehr dar.

Schluß
Gemeinde als
Zeichen des Reiches
Gottes

Wir sind am Ende unserer Überlegungen. Die christliche Kirche und ihre Gemeinden sind nicht das Reich Gottes. Wo aber christliche Gemeinde ist, dort sollten wenigstens reale Zeichen jenes Reiches aufleuchten und zum Mit-tun einladen, das Jesus uns verheißen hat, ja das in und mit Ihm schon beginnt. Und wo immer Frieden gestiftet wird, wo Beziehungslosigkeit abgebaut wird, wo Menschen sich versöhnen, Trauernde getröstet werden, Menschen ihre Schuld fruchtbar tragen lernen, wo man sich mit den Armen, Einsamen und Rechtlosen solidarisiert, wo man hofft gegen alle Hoffnung, wo man selbstlos liebt, dort bricht das Reich Gottes schon an. Und das geschieht doch hunderte und tausende Male jeden Tag in unseren Pfarren und Gemeinden und, Gott sei gedankt, auch anderswo.

Und das ist wichtiger und entscheidender als viele Dinge in unseren Kirchen, über die wir uns mit Recht ärgern. Und je mehr es uns gelingt, den suchenden, fragenden, gequälten, kommunikationslosen Menschen unserer Zeit die Botschaft von dem in Jesus, dem Christus, offenbar gewordenen und schon angebrochenen Heil als einen glaubwürdigen Sinnentwurf und als eine von Ängsten und Zwängen erlösende, befreiende, mit Hoffnung wieder ansteckende und zur Liebe befähigende Botschaft anzubieten und nicht als Quelle neuer Ängste und Zwänge, umsomehr werden unsere Gemeinden und Pfarren Sinn stiften und leuchtende Zeichen jener Hoffnung sein, die wir in Christus Jesus haben dürfen.